

MARKUS WALZ

Sacharin statt Sachkulturforschung

Süße, saure sowie steile Sentenzen substituieren Studien

Das Themenfeld:

Sachkulturforschung in Universität und Museum

Die Existenz einer innerdisziplinären Polarität gilt als bekannt: Es gibt langlebige „Kontroversen zwischen der ‚Universitäts-Volkskunde‘, die ihre Erkenntnisse in erster Linie aus archivalisch-empirischem Quellenstudium schöpft, und der ‚Museums-Volkskunde‘, die vor allem durch objektorientierte Materialbefragungen historische Einblicke zu gewinnen versucht“.¹ Trotzdem sind nach herrschender Fachmeinung Dinge keine isolierten kulturellen Phänomene: „Die Analyse materieller Kultur bezeichnet eine Perspektive auf Kultur und nicht nur einen exakt abgrenzbaren Gegenstandsbereich [...]. Sie nutzt die Dinge als Türöffner für die Dechiffrierung historischen wie gegenwärtigen Alltagslebens.“² Schriftliche und gegenständliche Quellen sind „jede für sich nur Teilinformationen zu vermitteln in der Lage“.³

Die Wissenschaftsgeschichte hat eine durchaus ambivalente Haltung der Volkskunde zur materiellen Kultur herausgearbeitet. Einerseits heißt es: „Sachgüter waren innerhalb der volkskundlichen Tradition immer und in unterschiedlicher Weise Gegenstand der Forschung, aber erst nach 1945 wird die Sachforschung zu einem klar umrissenen Forschungsgebiet.“ Andererseits wird den der 1891 gegründeten Zeitschrift für Volkskunde nahestehenden Wissenschaftlern bescheinigt: „Die damit institutionalisierte akademische Richtung der Volkskunde wurde mehrheitlich von Philologen dominiert, was zur Folge hatte, daß ein Großteil der sich professionalisie-

1 Helmut OTTENJANN: Alltagskultur-Dokumentation durch das Volkskundemuseum. In: Zeitschrift für Volkskunde, 85 (1989), S. 1–18.

2 Gudrun KÖNIG: Auf dem Rücken der Dinge. Materielle Kultur und Kulturwissenschaft. In: Kaspar Maase, Bernd Jürgen Warneken (Hg.): Unterwelten der Kultur. Themen und Theorien der volkskundlichen Kulturwissenschaft. Köln 2003, S. 95–118, hier S. 97.

3 Karl-Sigismund KRAMER: Überlegungen zum Quellenwert von Museumsbeständen für die Volkskunde. In: Volkskunde im Museum. Referate [...] zur Arbeitstagung der Arbeitsgruppe kulturhistorischer Museen in der DGV, 1973 in Frankfurt a. M. Würzburg 1976, S. 133–148.

renden deutschen Volkskunde der Sachforschung ablehnend gegenüberstand.“⁴ Diese Ablehnung wird nicht als Einschränkung, sondern als Selbstbefreiung gedeutet: „Die Emanzipation der Universitätsvolkskunde vom Museum ist auch eine Emanzipation vom Gegenstand geworden.“⁵

Die jüngste Vergangenheit führt ein mehrfach gebrochenes Handlungsfeld vor Augen. Es soll ein recht aktives Gebiet sein: „Innerhalb der volkskundlichen Sachkultur-forschung kam es in der Nachkriegszeit zu einer starken Spezialisierung. Kleidungs-, Möbel- und Wohnforschung, Hausforschung, Geräteforschung usw. entwickelten sich zu eigenständigen Forschungsgebieten mit unterschiedlichen methodischen Zugängen.“⁶ Allerdings entsteht eine Parallelstruktur: Die Volkskunde durchschreitet in den 1970er Jahren eine existentielle Krise, während die Sachkulturforschung ihren eigenen Paradigmenwechsel erlebt von der Objekt- zur Kontextorientierung⁷ oder durch die Ausweitung der Perspektive von der instrumentellen Sicht auf kontextuelle und symbolkommunikative Aspekte sowie auf soziale Wertungen („Wir haben ein Verhältnis zu den Dingen“).⁸ Alternativ wird eine schrittweise Fortentwicklung mit zunehmendem theoretischen Anspruch gesehen, von einer objektzentrierten über eine funktionsorientierte und instrumentelle Sachforschung zu einem „umfassenderen kulturwissenschaftlichen Zugang, der die Reziprozität der materiellen Kultur (Menschen formen Dinge – Dinge formen Menschen) zentral setzt“.⁹

Die hergebrachte bipolare Trennung zwischen materieller und immaterieller Kultur, „Sachkultur“ und „geistiger Kultur“, lässt sich zu einer Dreiheit erweitern mit Dokumenten über Kultur oder Repräsentationen von Kultur, die ihrerseits Ausdruck von Kultur sind. Da diese drei Sektoren nur idealtypisch voneinander abgelöst wurden, zieht eine Analyse materieller Kultur, je nach Fragestellung und Quellenlage, alle drei, nur zwei von drei oder nur einen der drei Sektoren heran, um zu einer Erkenntnis zu gelangen. „Die volkskundlich-kulturwissenschaftliche Sachkulturforschung, eine in Anlehnung an museale Sparten gebildete Bezeichnung und Beziehung, wäre eine Herangehensweise unter anderen in diesem Untersuchungsfeld der materiellen Kultur.“¹⁰

4 Andrea HAUSER: Dinge des Alltags. Studien zur historischen Sachkultur eines schwäbischen Dorfes (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts, 82). Tübingen 1994, S. 33 und 38.

5 Konrad KÖSTLIN: Museum und Volkskunde. In: Kieler Blätter zur Volkskunde 2 (1970), S. 21–38, hier S. 23.

6 HAUSER (wie Anm. 4), S. 51.

7 Ingeborg WEBER-KELLERMANN, Andreas C. BIMMER, Siegfried BECKER: Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie. 3. Aufl. Stuttgart 2003, S. 144.

8 Nils-Arvid BRINGÉUS: Perspektiven des Studiums materieller Kultur. In: Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte, 29 = NF 14 (1986), S. 159–174, hier S. 163–173.

9 Hermann HEIDRICH: Von der Ästhetik zur Kontextualität: Sachkulturforschung. In: Silke Göttisch, Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie (Ethnologische Paperbacks). Berlin 2001, S. 33–55, hier S. 33f.

10 KÖNIG (wie Anm. 2), S. 97f.

Wie genau diese „Sachkulturforschung im engeren Sinn“ vonstattengeht, bleibt diffus: „Eine theoretische Fundierung der Sachkulturforschung steht jedoch bis heute aus.“¹¹ Die einschlägigen Methodenhandbücher der Europäischen Ethnologie/Kultur-anthropologie bieten nur wenige Hilfestellungen mit je einem Überblickskapitel zur Sachkultur oder qualitativen Dinganalyse. Die unmittelbare Beforschung von Dingen soll im Fach generell zurückgehen: „Sie spielt in der Volkskunde, wenn ich recht sehe (außer vielleicht in Museen, aber auch da bin ich skeptisch!) keine große Rolle mehr. An den Sachen selbst werden kaum noch Erkundungen vorgenommen, wie dies etwa Otto Lauffer oder Edith Fél und Tamás Hofer taten.“¹² Sachkulturforschung im engeren Sinn soll fachlich überholt sein: „Wenn heute ‚Sachen‘ erforscht werden, gibt das Kulturparadigma, das wir uns von den Ethnologen ausgeliehen haben, die Fragestellung vor und nicht das Materielle, das uns mit Kunst- und Vorgeschichte einst verbunden hat. [...] Diese Verschiebung der Gewichte haben die Museen übrigens selbst mitbefördert, es gibt also keinen Grund, mit Steinen zu werfen.“¹³

Folglich gäbe es keine aus der Zeit gefallene Sachkulturforschung in einem nischenhaften Museumswesen. Ohnehin ist strittig, ob Museen ihre Sammlungen überhaupt erforschen: Eine über die Dokumentation hinausgehende Forschung direkt zum Objekt – oder eine Metaanalyse lokaler Dokumentationen – findet in Museen kaum statt.¹⁴ Bislang nicht weiterverfolgt wurde Foersters Gedanke, dass die museumstypische Form der Sachkulturforschung einer gegenwärtigen Forschungsgrundhaltung widerspricht: „Die Beschäftigung mit den Objekten erzieht vielleicht weniger zur erbaulichen Betrachtung als vielmehr zum genauen und präzisen Hinschauen, und dann – so meine These – kommen die Fragen auf, die sich aus dem exakten Befund ergeben. Diese These scheint der geläufigen Ansicht zu widersprechen, daß der Wissenschaftler die Fragen stellt und eben nicht die Quellen selbst. [...] die Objekte [...] werfen Fragen auf, sie beantworten sie nicht aus sich selbst heraus, aber sie werfen sie auf [...] als] Katalysatoren für weitergehende Fragen, die über das Objekt hinausreichen und die ohne das Objekt möglicherweise nicht gestellt würden.“¹⁵

11 HAUSER (wie Anm. 4), S. 59.

12 Gottfried KORFF: Sieben Fragen zu den Alltagsdingen. In: Alltagsdinge. Erkundungen der materiellen Kultur (Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts, 27). Tübingen 2005, S. 29–42, hier S. 33.

13 Wolf-Dieter KÖNENKAMP: Sachforschung – Qualifikation für wissenschaftliche Museumslaufbahn? In: TOP. Berichte der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein, 6 (1996), Nr. 14, S. 48–54, hier S. 52.

14 Cornelia FOERSTER: Sammeln oder Nichtsammeln – und was dann? Zur Aussagekraft historischer Objekte. In: Gottfried Korff, Hans-Ulrich Roller (Hg.): Alltagskultur passé? Positionen und Perspektiven volkskundlicher Museumsarbeit (Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts, 11). Tübingen 1993, S. 34–58, hier S. 38.

15 Ebd., S. 47 und 50.

Stile in der Sachkulturforschung?

Das sehr unterschiedlich eingeschätzte, schon in seiner Vitalität umstrittene Gebiet der Sachkulturforschung gibt den Zusammenhang dieses Beitrags her. Nicht derartige Forschungen als solche, sondern die seit den 1970er Jahren immer wieder aufflammenden innerfachlichen Diskussionen über die Sachkulturforschung bieten sich an, daran die Art und Weise, verschriftlichte Auseinandersetzungen zu führen, nachzuzeichnen. Hierzu werden vier prägnante verbale Konfrontationen herausgegriffen und zunächst in ihrem wesentlichen Aussagegehalt zusammengefasst, da die verhandelten Inhalte nicht allen Lesenden vertraut sein werden. Dies geschieht in zeitlicher Reihenfolge. Anschließend werden typische Formen kollegialen Umgangs aus den herangezogenen Texten gefiltert und in ihrer Relevanz für den Diskurs zur Sachkulturforschung eingeschätzt.

Vorab werden einige Fakten referiert, die auf die von der bisher vorliegenden Literatur kontrovers eingeschätzte Bedeutung der Sachkulturforschung in der Volkskunde hinweisen.

Hochschulschriften als Belege von Forschungsaktivität

Die Relevanz der Sachkulturforschung innerhalb der Volkskunde ist umstritten; sowohl für das Fach allgemein als auch für die Sachkulturforschung sind Paradigmenwechsel in den 1970er Jahren angegeben, so dass insbesondere die Relevanz seit 1970 interessiert. Eine empirische Betrachtungsgrundlage bietet die Auswertung der volkscundlichen Hochschulschriften-Titel. Zwar spiegeln Qualifikationsschriften nicht den gesamten Forschungsertrag der Disziplin, doch bilden sie die mit Qualifikationsstellen besetzten Forschungsprojekte gut ab und liefern einen Eindruck von Forschungsinteressen und thematischen Inspirationen für den akademischen Nachwuchs des Faches. Diese Daten liegen griffbereit in den „dgv-informationen“, die jeweils im Folgejahr die Jahreslisten der Examensarbeiten aller einschlägigen Institute des deutschen Sprachraums abdrucken, also auch aus Österreich und der Schweiz. Für andere Zusammenhänge wurde dieses Material bereits ausgewertet, zunächst für die Jahre 1985 bis 2014,¹⁶ dann erweitert auf die vierzig Jahrgänge von 1975 bis 2014,¹⁷

16 Markus WALZ: Wörter ohne Sachen. Distanzen europäisch-ethnologischer Forschung zu dokumentarisch geordneten Musealien. In: Ute Elisabeth Flieger u. a. (Hg.): Ordnung als Kategorie der volkscundlich-kulturwissenschaftlichen Forschung. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde an der Universität des Saarlandes im September 2014 (Saarbrücker Beiträge zur Historischen Anthropologie, 1). Münster 2017, S. 53–69.

17 Markus WALZ: Herbst der alten Handwerksforschung. Intensität, Themenfelder und methodische Ansätze des volkscundlichen Beitrags von 1975 bis 2014. In: Thomas Schindler u. a. (Hg.): Handwerk. Anthropologisch, historisch, volkscundlich (Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, NF 51). Kromsdorf 2017, S. 39–51; DERS.: Distanz und Nähe volkscundlicher Museen zum Fach und zur eigenen Sammlung. In: Martina Lüdicke (Hg.): Wegpacken oder Ausstellen. 23. Tagung der DGV-Kommission Sachkulturforschung und Museum, 7.–8. April 2017 in Kassel. Kassel 2019, S. 132–152.

und nochmals erweitert auf den gesamten verfügbaren Veröffentlichungszeitraum für Examensarbeits-Themen von 1962 bis 2018 bzw. 2019.¹⁸ Die Ergebnisse daraus werden hier kurz zusammengefasst.

Dieser Analyse geht die Präzision des bibliothekarisch Autopsie genannten Verfahrens ab, da eine Bibliografie und keines der Werke selbst vorlag und anhand des Titels (Untertitels) entschieden wurde. Ein alternativer Analyseweg fehlt, da nur Dissertationen veröffentlichungspflichtig und damit problemlos einzusehen sind. Es bleibt eine erhebliche Unschärfe bei den markierten Themen mit Bezug auf Gegenstände: Hausgeschichtliche Abhandlungen thematisieren in unterschiedlicher Detailliertheit das Bauwerk oder dessen Teile, Untersuchungen zu produzierenden Erwerbstätigkeiten tun dies für Geräte, Produkte oder ggf. Zunftgerät. Klare Titelwörter zur Sachkultur bietet nur eine Minderheit, so beziehen sich nur sieben Titel zur Landwirtschaft explizit auf landwirtschaftliche Geräte, bei der Handwerksforschung betreffen lediglich 19 Titel explizit Werkzeuge, Zunftgeräte oder Erzeugnisse.

Das Untersuchungszeitfenster spiegelt den Aufschwung der Massenuniversität und die Entwicklung der Volkskunde/Europäischen Ethnologie zum „kleinen Massenfach“: In den ersten erfassten Jahren kommen jährlich zwischen 11 (1963) und 19 (1967) Examensarbeiten zustande; anschließend geht es in flachen, jeweils etwas höher liegenden Wellen aufwärts. Die zwischen 1982 und 1985 bei rund hundert Examensarbeiten liegende Stufe beruht teilweise auf der Einführung der neuen Magisterprüfung. Die Jahresmengen steigen aber weiter an: 1989 werden erstmals die 200, 2004 die 300 überschritten; in enger Nachbarschaft zum Spitzenwert 551 (2011) liegen die anderen Höchstwerte (2012: 489; 2008: 488; 2009: 460). Ermittelt man zum Ausgleich kurzfristiger Schwankungen gleitende Zweijahresdurchschnitte, ergibt sich ein fast ebenmäßiger Anstieg von 12 (1962/63) bis zum Höchstwert 520 (2011/12).

Die letzten Jahre bieten weniger erfreuliche Daten; der Rückgang der Studierendenzahlen im Fach spiegelt sich seit 2013 in den Gesamtmengen der Examensarbeiten: 2014 bis 2018 liegen die Jahresmengen um 340, wo sie bereits 2004 bis 2007 gelegen hatten. Der jüngste Wert, 270 (2019), deutet auf den nächsten Rückgang hin. In den letzten Jahren drucken die „dgv-informationen“ zu Beginn der Auflistungen den Hinweis ab, dass aus Datenschutzgründen nicht mehr alle infrage kommenden Titel veröffentlicht werden können; welchen Einfluss dieser Sachverhalt auf die Daten hat, ist unbekannt.

Die Sachkulturforschung erlebt in den ersten betrachteten Jahren kurz besondere Aufmerksamkeit (12 bzw. 13 Examensarbeiten in diesem Forschungsfeld 1969 bzw. 1970), folgt anschließend der allgemeinen Entwicklung im Fach, verliert aber im Zeitverlauf den Anschluss daran (Abb. 1): Der Aufwärtssprung erfolgt ebenfalls 1982 mit

18 Vortrag „Folgt dem ‚Herbst der alten Handwerksforschung‘ ein Frühling?“ auf der Jahrestagung der Volkskundlichen Kommission für Thüringen, „Land – Hand – Werk“, 20.5.2019 im Freilichtmuseum Hohenfelden; ein Tagungsband ist angekündigt. Die dort gezeigte Datenreihe wird hier um die nun vorliegenden Daten aus dem Jahr 2019 erweitert.

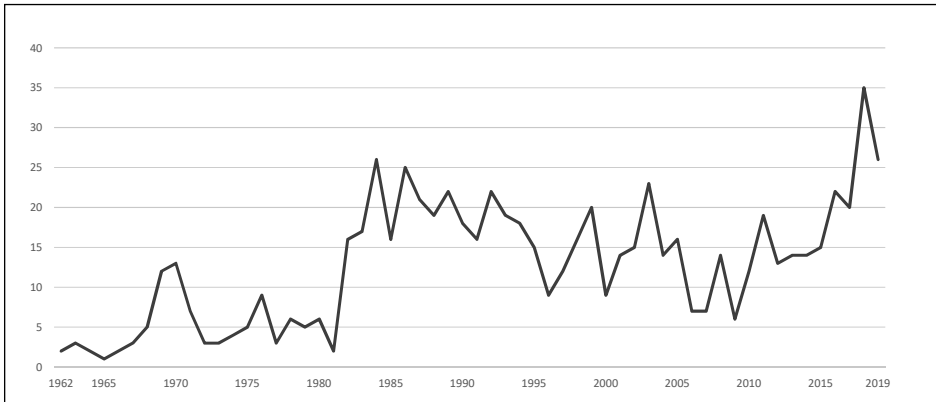


Abb. 1: Anzahl je Jahr der für die Abschlussjahre 1962 bis 2019 in den „dgv-informationen“ gelisteten Examensarbeiten aus den deutschsprachigen Instituten der Volkskunde/Europäischen Ethnologie mit einem Thema, das der Sachkulturforschung zugeordnet werden kann.

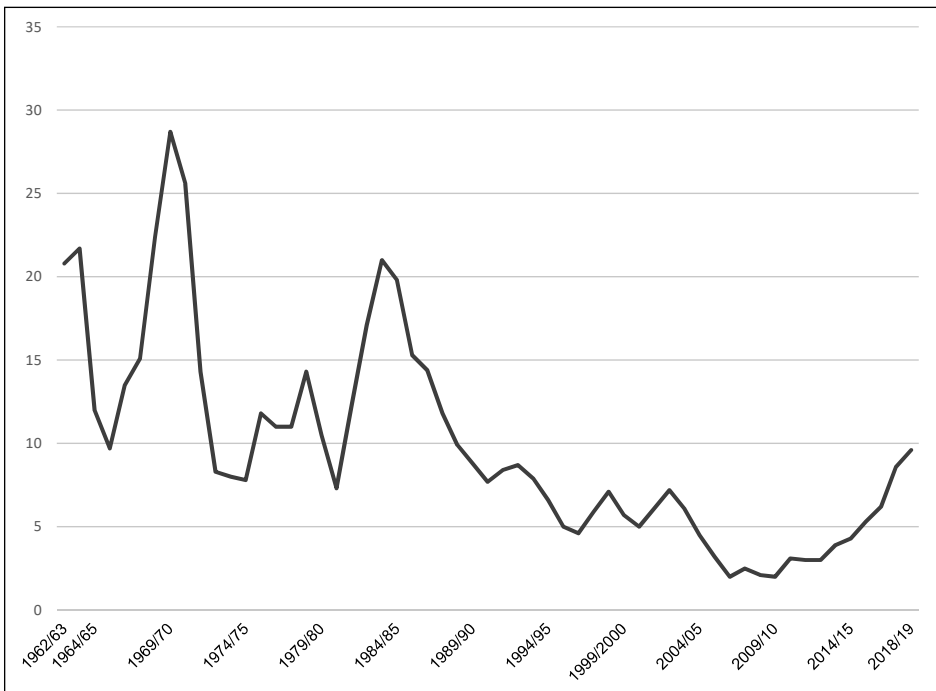


Abb. 2: Anteil der Hochschulschriften mit einem Thema, das der Sachkulturforschung zugeordnet werden kann, an der Gesamtmenge aller in den „dgv-informationen“ gelisteten Examensarbeiten aus den deutschsprachigen Instituten der Volkskunde/Europäischen Ethnologie (gleitende Zwei-Jahres-Durchschnittswerte, von 1962/63 bis 2018/19).

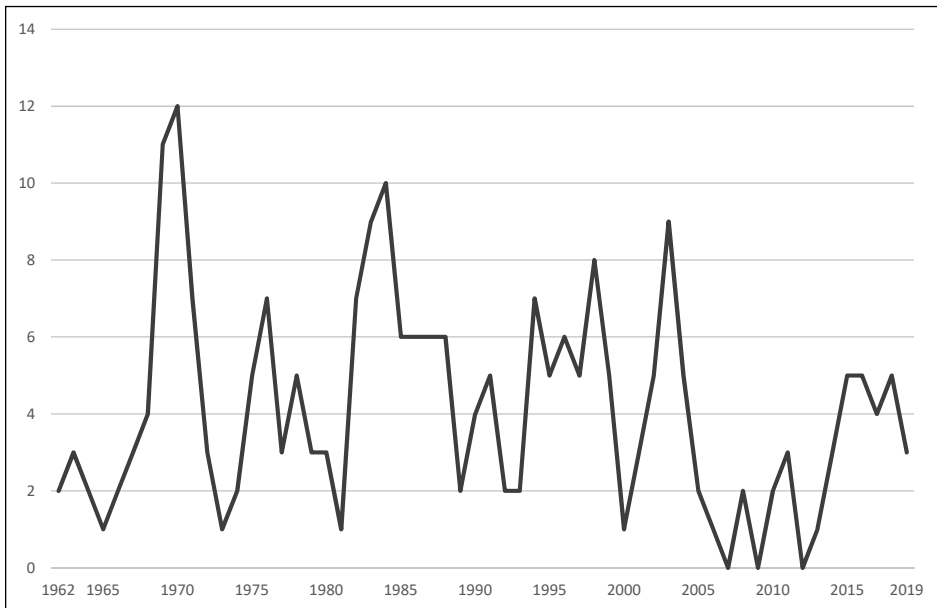


Abb. 3: Anzahl je Jahr der für die Abschlussjahre 1962 bis 2019 in den „dgv-informationen“ gelisteten Dissertationen aus den deutschsprachigen Instituten der Volkskunde/Europäischen Ethnologie mit einem Thema, das der Sachkulturforschung oder der museumsbezogenen Forschung zugeordnet werden kann.

16 Hochschulschriften, aber der für lange Jahre höchste Wert, 25 Hochschulschriften, wird schon 1984 und 1986 erreicht. Noch dreimal ergeben sich Werte oberhalb von 20 (1989, 1992, 2003), aber 1996 und 2000 liegen die ersten Werte wieder unterhalb von zehn (beide Male: 9). Der Tiefpunkt im späteren Untersuchungszeitraum präsentiert sieben (2006 und 2007) und sechs Sachkulturbeiträge (2009); die Jahre 2010 bis 2014 bieten durchweg Zehner-Werte. Eine überraschende Wende präsentieren die letzten Jahre: 2016 sind es 22, 2018 wird das Allzeithoch von 35 Beiträgen zur Sachkultur erreicht, an das 2019 mit 27 nicht ganz anschließt. Hinter dieser scheinbar neuen Attraktivität der Sachkulturforschung verbirgt sich allerdings eine Blütezeit eines Teilgebiets, der Textilforschung. Dieses Forschungsfeld profitiert vom Aufschwung des „kleinen Massenfachs“ nur insofern, dass das letzte Jahr ohne jede Examensarbeit in diesem Gebiet 1982 ist; bis in die 2000er Jahre bleibt der Jahreswert sieben von 1992 die Bestmarke. Doch nach starken Schwankungen zwischen 2000 und 2015 (2003 und 2009 Minimalwert eins, 2008 und 2011 Maximalwert acht) überspringen alle folgenden Jahre die einstelligen Werte je Jahr mit dem Spitzenwert 14 (2018). Diese aktuelle Blütezeit ist der treibende Faktor für den Aufwärtstrend der Sachkulturforschung.

Diese Schubkraft der Textilforschung ist bemerkenswert, gerade auch angesichts des Rückgangs der Examens-Gesamtmenge, doch präsentieren die relativen Werte eine nicht ganz so rosige Zukunftsaussicht. Der Anteil der Sachkulturforschung an allen Hochschulschriften eines Jahres (Abb. 2) zeigt, trotz der zum Ausgleich von Schwankungen gewählten Zweijahresdurchschnitte, in den ersten beiden Jahrzehnten sehr

unterschiedliche Werte zwischen 28,7 (1969/70) und lediglich 7,3 Prozent (1980/81). Die Ursache dürfte bei den durchweg kleinen Fallzahlen zu suchen sein. Mit den steigenden Examens-Gesamtmenen klettern die Werte ab 1981/82 (12,3 Prozent) bis auf 21,0 (1983/84), sinken aber nachfolgend recht gleichmäßig bis auf 2,0 Prozent als geringsten Wert ab (2006/07 und 2009/10). Der markante Anstieg der absoluten Zahlen am Ende des Untersuchungszeitraums bewirkt bei den relativen Werten in Zweijahresdurchschnitten nur einen Wiederanstieg auf 9,6 Prozent (2018/19).

Ein Blick auf die einschlägigen Dissertationen (Abb. 3) zeigt die Problemlage noch schärfer: Diese Jahresmengen erreichen zu Zeiten geringer Studierendenzahlen ihr Allzeithoch mit elf Dissertationen 1969, zwölf im Folgejahr. Der zweite Gipfel wird mit den steigenden Examensmengen 1982–84 erreicht (7, 9, 10), um dann zwischen fünf und acht zu pendeln. 2003 wird noch einmal neun erreicht; im Grundsatz ist aber festzuhalten, dass die (mehr oder minder) hohen Examensmengen aller späteren Jahre, auch der jüngste Aufwind ab 2010, von Magister- und Masterarbeiten bewegt werden.

Eine entgegengesetzte Entwicklung nimmt das, was ich „versteckte Museologie“ nenne: Das Forschungsinteresse in der Volkskunde/Europäischen Ethnologie für Museen und Museumsarbeit, unabhängig vom Sammlungsbestand oder von der fachlichen Verortung: Derartige Hochschulschriften fehlen im Untersuchungszeitraum anfänglich ganz; dem ersten Beitrag (1970) folgen erst 1976 zwei weitere Beiträge. Ab 1981 gibt es alljährlich wenigstens eine Examensarbeit mit Museumsbezug bei mäßiger Anzahl (zwischen eins und sieben), nach 2006 klettern alle Werte in den zweistelligen Bereich, die Höchstwerte liegen mehrmals bei 19 (2010, 2014, 2015, 2018), je einmal bei 25 (2017) und 22 (2019). Wachsende Neigungen zur „versteckten Museologie“ ließen sich auch im Lebenswerk von drei wichtigen Fachvertretern aufspüren: Museumsbezogene Publikationen halten bei Otto Lauffer einen Anteil am Gesamtwerk von 7,0 Prozent, bei Bernward Deneke von 8,3 Prozent, bei Gottfried Korff hingegen, obwohl er die wenigsten Berufsjahre im Museumsdienst verbrachte, 30,4 Prozent.¹⁹

Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass die Sachkulturforschung am wachsenden Ausstoß an Hochschulschriften anfänglich gut partizipieren kann, doch in Relation zu den anderen Forschungsfeldern des Fachs, darunter auch die neuartige Museumsforschung, hatte die Sachkulturforschung – wenn die Signale der Examensarbeiten zutreffen – ihre größte Bedeutung um 1970 und besitzt im 21. Jahrhundert mit einem Anteil um fünf Prozent deutlich weniger Gewicht. Das Aufleben des Teilgebiets Textilforschung lässt die letzten Untersuchungsjahre etwas positiver erscheinen, aber einschlägige Dissertationsthemen bleiben rar: Ein beliebtes, blühendes Forschungsgebiet müsste andere Werte aufweisen.

19 Ebd.

Erster Untersuchungsfall: die Schlee-Kontroverse

An einem Vortrag, den der Schleswiger Landesmuseumsdirektor Schlee auf der außerordentlichen Mitgliederversammlung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde am 3. April 1970 in Mainz hält, entzündet sich ein vehementer Wortwechsel. Als Kontext ist die aufgeladene Stimmung der Volkskunde in ihrer größten Zerreißprobe zu sehen: „Was beim Detmolder Kongreß bestürzend zutage trat – die unnötig harte Polarisierung der Standpunkte und die Gefahr einer Verketzerung des Andersdenkenden, weil statt Sachdiskussionen Eruptionen aus kaum auslotbaren Gefühlstiefen die Szene beherrschten –, das hallt auch noch in dem Mainzer Vortrag von Ernst Schlee nach“.²⁰ Schlee entwirft das Bild einer eigenständigen Museumsvolkskunde mit dem Hinweis, dass es nur wenige namentlich gekennzeichnete Volkskundemuseen gebe, aber viele Museen, in denen „ein volkskundliches Interesse mit im Spiele“ sei; folglich seien volkskundliche Sammlungen „etwas anderes als bloße ‚Veranschaulichung‘ des Stoffes, mit dem sich das akademische Fach befaßt“.²¹

Schlee zieht mehrmals Grenzen gegenüber – nicht namentlich ausgewiesenen – gegenteiligen Meinungen, um die Besonderheiten der Museumsvolkskunde zu fassen. Er verwahrt sich gegen die Meinung, „dem Sammeln müsse allemal eine gründliche Forschung vorausgehen“, mit der These: „Sammeln ist, wenn es in wissenschaftlichem Geist geschieht, eine eigene Art des Forschens, freilich keine, die allein schon ans Ziel führt.“²² Für das wesentliche fachliche Ergebnis des Sammelns schlägt Schlee die Bezeichnung „Monumentation“ vor: Diese „beläßt dem präsentierten Objekt seine volle Realität und damit alle denkbaren Aspekte. Dabei bleibt ihm die ganze Vielfalt seiner Deutungsmöglichkeiten gewahrt; es kann immer wieder unmittelbar befragt werden, befragt aber nicht nur nach sprachlich, d. h. begrifflich-rational faßbaren Daten, sondern – und das ist entscheidend – nach Tatbeständen seiner Anschaulichkeit. [...] Die Bedeutung der Anschaulichkeit als einer besonderen Kategorie des Erkennens wird von der Volkskunde, wie sie sich, allgemein betrachtet, in ihrer Literatur und auch in ihrem akademischen Betrieb von heute darstellt, offensichtlich verkannt.“²³ Anscheinend als Dachbegriff dieser Erwägungen spricht Schlee von einer „Volkskunde des Anschaulichen“, von der die Universitätsvolkskunde „Abstinenz“ übe; dahinter legt Schlee den Eindruck, dass „man ästhetische Kategorien aus dem volkskundlichen Begriffsarsenal überhaupt eliminieren möchte“, weil sie in die Zuständigkeit der Kunstgeschichte fielen.²⁴

Schlee erfährt schroffe Kritik. Scharfe reibt sich insbesondere an den Schlüsselbegriffen „Anschauung“ und „Monumentation“; als implizites Thema ist im Blick zu

20 Hans-Ulrich ROLLER: Volkskunde des Geschauten? In: Zeitschrift für Volkskunde, 66 (1970), S. 78–83, hier S. 78.

21 Ernst SCHLEE: Das volkskundliche Museum als Herausforderung. In: Zeitschrift für Volkskunde, 66 (1970), S. 60–76, hier S. 61f.

22 Ebd., S. 62.

23 Ebd., S. 63.

24 Ebd., S. 64 und 74.

behalten, dass Schlee in seinem Referat Scharfes Publikation über evangelische Andachtsbilder kritisierte. Scharfe behauptet, „daß ‚Anschauung‘ Ideologie ist und wüste Realität schön, [...] daß die als unvermittelt gedachte ‚Anschauung‘ die Perversion bürgerlicher Ästhetik ist“.²⁵ „Anschauung ist so sehr vermittelt, daß sie allenfalls unser Bewußtsein, nie aber Realität reproduziert. Sie speit Ideologien aus, und das umso mehr, je eher sie glaubt, eine Anschauung aus erster Hand zu sein, die es im Museum mit ‚Wirklichkeit‘, mit ‚Zeugen‘, mit ‚ungekürzter Realität‘ zu tun hat“.²⁶

Scharfe bleibt nicht unwidersprochen. Seine Unterstellung, Schlee halte die „Anschauung“ für unvermittelt, wird als „mit Sicherheit unrichtig“ abgelehnt; für „die ‚Anschauung‘ als Kategorie des (unmittelbaren) Erkennens“ wird Kant als Kronzeuge aufgerufen.²⁷

Verbindlicher kommt Roller daher mit der Aussage, niemand widerspreche dem Wunsch Schlees, dass „die sinnlich-stoffliche Erscheinungsform vorrangiges Erkenntniskriterium“ sei, aber „mit dem Vorbehalt, daß auch Anschauung nichts Objektives ist, sondern jeweils vermittelt, und daß es den Gegenstand in seiner Entstehung und Funktion bestimmende Bedingungen gibt, die nicht an ihm selbst ablesbar sind“.²⁸ Dennoch rückt Roller von Schlee ab: „Bei aller Anerkennung der Forschungsarbeit, die die wissenschaftlich ernst zu nehmende ‚Volkskunde des Anschaulichen‘ geleistet hat, neue Impulse und weiterführende Erkenntnisse sind z. Zt. und zukünftig wohl eher von sozialwissenschaftlich, kultur- und wirtschaftsgeschichtlich orientierten Forschern zu erwarten, die – selbstverständlich unter analytischer Einbeziehung der Funktion des Ästhetischen im weitesten Sinne – der vielgesichtigen Realität der Dingwelt und ihren vielschichtigen und mehrsträngigen Bedingungen und Bindungen nachgehen.“²⁹

Die Schlee-Kontroverse hat eine persönliche und eine fachgeschichtliche Nachwirkung: Schlee erleidet wenige Tage nach der Kontroverse einen Herzinfarkt; in Mainz wird die „Arbeitsgruppe Kulturgeschichtliche Museen“, Vorgängerin der Kommission „Sachkulturforschung und Museum“, gegründet, doch muss Schlee den ihm übertragenen stellvertretenden Vorsitz aus gesundheitlichen Gründen zurückgeben.³⁰

25 Martin SCHARFE: Das volkscundliche Museum als Zumutung. In: Zeitschrift für Volkskunde, 66 (1970), S. 76–78, hier S. 76.

26 Ebd., S. 77.

27 Lothar PRETZEL: Das volkscundliche Museum als Schau populärer Leistungen. In: Zeitschrift für Volkskunde, 67 (1971), S. 38–50, hier S. 42.

28 ROLLER (wie Anm. 20), S. 80.

29 Ebd., S. 83.

30 H. PLATH: Arbeitsgruppe Kulturgeschichtliche Museen. In: dgv-informationen, 79 (1970), H. 1/2, S. 15; Günter WIEGELMANN: Rücktritt des stellvertretenden Vorsitzenden. In: ebd., 80 (1971), H. 2, S. 42.

Zweiter Untersuchungsfall: Mohrmann-Kommentare zu Götttsch

Götttsch referiert auf der Tagung der Arbeitsgruppe Kulturhistorische Museen der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (heute: Kommission Sachkulturforschung und Museum) und resümiert, es hätten zwar immer wieder Personen der Universitätsvolkskunde auf den bisherigen Arbeitsgruppen-Tagungen vorgetragen, „aber ihre Beiträge bezogen sich fast ausschließlich auf das Museum als Medium der Übermittlung“; zum Kontrast der Universitäts- und Museumsvolkskunde ergänzt sie die überraschende Frage, ob die Museen die Universitäten überhaupt brauchen, weil Museen schon selbst als forschende Einrichtungen definiert seien.³¹

Den Universitäten bescheinigt sie eine weitgehende Abstinenz von Sachkulturforschung: „Denn bis heute kommt der materiellen Kultur in der universitären Ausbildung eine nur marginale Bedeutung zu, das liegt sicher auch daran, daß in der universitären Forschung wenig mit Objekten gearbeitet wird und sie häufig nicht als Quelle ernst genommen werden, sondern bestenfalls als Belege für Thesen dienen, die aus anderen Quellen gewonnen werden.“ Dieser Mangel pflanze sich in die nächste Generation – und damit auch zu den Museumsfachleuten mit volkskundlicher Qualifikation – fort: „Aber wer im Studium nicht gelernt hat, Objekte als Quellen zu nutzen und zu benutzen und immer nur auf andere methodische Zugänge verwiesen wurde, wenn es um die Annäherung an eine Wirklichkeit ging, der wird diese Distanz auch am Museum nicht unbedingt verkürzen können.“³²

Mohrmann reagiert implizit im Erscheinungsjahr des Tagungsbandes und ein weiteres Mal mit acht Jahren Abstand, nun mit explizitem Bezug auf Götttsch. Mohrmann betrachtet den Regensburger Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde („Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs“, 1981) als Schlussstrich: „Die unguete Hierarchisierung, die die Beschäftigung mit der geistigen Kultur ungleich höher ansetzte als die mit Realien und Objekten, sollte endgültig der Vergangenheit angehören. Diese Perspektivenänderung ist in der Tat gelungen. Die Kulturgeschichte des Dinggebrauchs und die historische Sachforschung stehen heute innerhalb – und ausserhalb – ihres Faches keineswegs mehr unter dem Zwang, ihre Existenzberechtigung als wissenschaftliche (Teil-)Disziplin jeweils neu begründen zu müssen.“³³

Mohrmann zählt sieben als ertragreich eingeschätzte Felder der Sachforschung, von Haus- bis Nahrungsforschung, auf und stellt fest: „Was mir für praktisch alle genannten Teilbereiche der Sachforschung heute symptomatisch und höchst glücklich

31 Silke GÖTTTSCH: Universität und Museum – mögliche Begegnungen? In: Susanne Abel (Hg.): Rekonstruktion von Wirklichkeit im Museum. Tagungsbeiträge der Arbeitsgruppe „Kulturhistorische Museen“ in der deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Hildesheim, 3.–5.10.1990 (Mitteilungen aus dem Roemer-Museum Hildesheim, NF 3). Hildesheim 1992, S. 46–52, hier S. 46.

32 Ebd., S. 50.

33 Ruth-E. MOHRMANN: Perspektiven historischer Sachforschung. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 88 (1992), H. 3/4, S. 142–160, hier S. 153.

zu sein scheint, ist das selbstverständliche Mit- und Nebeneinander von Museumswissenschaftlern und Universitätsleuten. Dies war keineswegs immer so, und die Zeiten, in denen Universitätswissenschaftler eher geringschätzig auf die Museumsleute und ihre Sachforschung herabblickten, sind so lange noch nicht Vergangenheit.³⁴ Im Gegensatz zu Göttisch kann Mohrmann „wahrlich nicht sehen“, dass die Sachkultur-forschung in den Universitäten völlig bedeutungslos geworden sei. Sie interpretiert Göttisch dahingehend, dass es ihr „ausschließlich um die Objekte selbst“ und nicht um einen „aus welchen Quellen auch immer gewonnenen Erkenntnisgewinn über Objekte“ gegangen sei; dies allein ist aber nach Mohrmann „für ‚mögliche Begegnungen‘ zwischen Universität und Museum ein eindeutig zu eng umgrenztes Feld“.³⁵

Mohrmann schließt mit rosigen Zukunftsaussichten: „Aufgaben für die historische Sachforschung gibt es mehr als genug, und ihre Zukunftsperspektiven innerhalb und ausserhalb des Faches sind selten so günstig gewesen wie jetzt.“³⁶ „Daneben darf die Politik der kleinen Schritte nicht vergessen werden, die vom genauen gegenseitigen Zuhören, das die Voraussetzung gegenseitigen Verstehens ist, bis zu gemeinsamen Großprojekten reichen muß. Daß hierzu gerade auch die kontrovers geführten Debatten des letzten Jahrzehnts ihren konstruktiven Beitrag geleistet haben, ist dem Fach, ist den Museen, ist der universitären Lehre und Forschung zu wünschen.“³⁷

Dritter Untersuchungsfall: die Lipp-Kontroverse

Die bekannteste und lebhafteste dieser Auseinandersetzungen um die Sachkultur-forschung ist ein Zufallsprodukt: Die Göttinger Volkskunde-Professorin Carola Lipp nutzt einen Beitrag in der Zeitschrift für Volkskunde, um ihre Unzufriedenheit damit zu bekunden, dass Alltag zum „vereinheitlichenden und identitätsstiftenden Dachbegriff des Faches geworden“ ist, etliche Publikationen aber davon absehen, diesen Dachbegriff zu definieren oder gar seine Implikationen in den Blick zu nehmen.³⁸ Aus diesem Anlass umreißt sie den Begriff Alltag näher, fasst die Geschichte der Alltagskultur-forschung und der Volkskunde (im relevanten Zeitfenster der 1970er Jahre) zusammen, um dann Bezüge der Alltagsforschung zur Wissenschaftskultur, zur Arbeiterkultur und zum Kulturbegriff aufzufalten. In diesem Panorama ist ein Abschnitt von rund zwei Druckseiten mit „Sachkultur-forschung und das Problem der Subjekt-zentrierung“ überschrieben.³⁹

34 Ebd., S. 154.

35 Ruth-E. MOHRMANN: Perspektiven der Sachkultur-forschung zwischen Museum und Universität. In: Jan Carstensen, Joachim Kleinmanns (Hg.): Freilichtmuseum und Sachkultur. Festschrift für Stefan Baumeier zum 60. Geburtstag. Münster 2000, S. 287–295, hier S. 289f.

36 MOHRMANN (wie Anm. 33), S. 157.

37 MOHRMANN (wie Anm. 35), S. 295.

38 Carola LIPP: Alltagskultur-forschung im Grenzbereich von Volkskunde, Soziologie und Geschichte. Aufstieg und Niedergang eines interdisziplinären Forschungskonzepts. In: Zeitschrift für Volkskunde, 89 (1993), S. 1–33, hier S. 1.

39 Ebd., S. 12–14.

Diese kurze Textpassage nutzt Lipp, um einige aus ihrer Sicht existierende Mängel in der wissenschaftlichen Arbeit zu benennen: Sie vermisst Einsicht darin, dass „Objekte als Produkte symbolischen Handelns eine über sich und ihre unmittelbare Funktion hinausweisende Zeichenhaftigkeit besitzen, daß sie einen subjektiven Ausdruck kultureller Normen und Wertvorstellungen repräsentieren“. Sie brandmarkt Günter Wiegelmann dafür, dass er 1979 einen länger geplanten Band zur Sachkulturfor schung „kurzerhand“ mit dem Titel „Geschichte der Alltagskultur“ versehen habe, um den Anschluss der Sachkulturfor schung an das aktuelle Thema Alltag zu schaffen. Als Kernproblem stellt sie heraus: „Die für die Alltagsfor schung charakteristische Subjektzentrierung hat die klassische Sachkulturfor schung nie nachvollzogen“, begnüge sich stattdessen „mit einem festen Repertoire an kulturellen Deutungsmustern“ wie dem „Bedürfnis nach Imitation oder Abwechslung“. Ein Viertel dieses Abschnitts dient dazu, Publikationen von Mohrmann zu kritisieren, insbesondere deren Habilitationsschrift „Alltagswelt im Land Braunschweig“, zu der es bündig heißt: „Da die Datenbasis objektzentriert angelegt ist, kommen die in den Quellen vorhandenen Sinnstrukturen des Alltags, d. h. menschliche Beziehungen, familiäre Konstellationen oder Tradierungswege in der systematischen Analyse zu kurz.“ Ferner findet Lipp einen lobenden Satz für Andrea Hauser, sie deklariert Volker Glüntzer als wegweisend und verweist abschließend auf eine vielversprechende Studie, die wohl nicht zufällig in der Universität Göttingen entstanden ist. Das Ende des gesamten Zeitschriftenaufsatzes bilden anderthalb Seiten unter dem Zwischentitel „Das Ende des Alltags in Museum und Wissenschaft?“,⁴⁰ darin stellt Lipp schlaglichtartig ihre Kritik an Museumsausstellungen zur Alltagskultur vor.

Nur der Textausschnitt zur Sachkulturfor schung findet lebhafte Resonanz in Form von aus einer Podiumsdiskussion an der Universität Göttingen entwickelten Aufsätzen. Anstelle namentlich genannter Personen geht Helmut Ottenjann ins Rennen, dessen Museumsdorf Cloppenburg wohl als Schwergewicht in der Sachkulturfor schung gelten kann. Sein zentraler Vorwurf besagt, durch Lipp werde „eine seit den 70er Jahren überwunden geglaubte Diskussion um eine verhängnisvolle dichotomische Sichtweise erneut aufgegriffen, die die Priorität der ‚geistigen‘ vor der ‚materiellen‘ Kultur behauptet, die der Subjekt-Zentrierung in der For schung eine Vorrangstellung gegenüber der Objekt-Zentrierung einräumt“, und so die auf Objekte konzentrierte Museumsvolkskunde „als zweitrangig abqualifiziert“.⁴¹

Ottenjann schätzt Lipps Äußerungen als ungerechtfertigt ein und hält dagegen: „For schungsprojekte der Universitäts-Volkskunde, die den Sachkultur-Bereich tangierten, unternahmen den redlichen Versuch, die freigelegten Argumente und Ergebnisse der Museums-Volkskunde zu reflektieren und in die Gesamtbetrachtung miteinzubeziehen. Hingegen fehlen Pilotprojekte zur Sachkultur-For schung, die den historischen

⁴⁰ Ebd., S. 26f.

⁴¹ Helmut OTTENJANN: Alltagskultur und Alltagsgeschichte im Museum. Das Museum als Stätte der Realien-Wissenschaft und Realien-Präsentation. In: Volkskunde in Niedersachsen, 11 (1994), H. 2, S. 72–79, hier S. 73.

Gegenstand zum Ausgangs- und Mittelpunkt wissenschaftlicher Analysen machen, in der Universitäts-Volkskunde bislang gänzlich.“ Eine kleine Spitze mag darin liegen, dass Ottenjann darauf verweist, dass die (fragmentarische) „Theorie der Gegenstände“ wesentliche Impulse aus den Museen und nicht den Universitäten erhalten habe.⁴²

Den zweiten Widerspruch formuliert Meiners. Er räumt Forschungsfehler ein, die die „traditionelle Haus-, Trachten-, Nahrungs- oder Brauchforschung“ machte, indem die handelnden Subjekte häufiger in den Hintergrund rutschten. „Kritisches Reflektieren des eigenen Tuns ist deshalb angebracht“.⁴³ Dazu gehört für Meiners auch die noch ausstehende „Theorie der Dinge“, die Lipp ebenfalls angemahnt habe.⁴⁴ Dennoch hebt er heraus, dass keine andere Disziplin „sich auf ähnliche diffizile Weise den vermeintlich banalen Dingen zu nähern“ weiß, und betont: „die Erforschung materieller Kultur, die über das intensive Objektstudium die agierenden Menschen mit ihren Werten und Zielvorstellungen, ihren Nöten und Ängsten, ihren Wünschen und Mustern aufzuspüren bereit ist, gehört unverzichtbar zur Volkskunde dazu.“⁴⁵

Lipp erhielt die Gelegenheit zur Erwiderung und räumt als berechtigte Kritik ein, dass sie die „Alltagskulturforschung im Museum nur kurz angerissen“ hat; die Ansicht, dass sie die Dichotomie von geistiger und materieller Kultur wieder aufleben lassen hätte, weist sie als „ein Mißverständnis“ zurück.⁴⁶ Sie führt noch einmal breiter aus, was sie unter der mangelnden Subjektzentrierung der derzeitigen Sachkulturforschung (und Museumsarbeit) versteht: Theorien wie die Kulturfixierung, die ohne konkrete handelnde Personen funktionieren, und Darstellungen von Dingen ohne Menschen: „Bei Wiegemann wird das Essen von niemandem gekocht und nur in der Eßsituation gegessen, und im Museum erfährt man selten, wer den Flachs brach und das Leinen in die Schränke räumte.“⁴⁷

Lipp breitet ferner zusätzliche Kritik an bestimmten, stereotypen Ausstellungselementen aus, und sie weiß auch, wie man der „Verflachung und Schablonierung“ entgegen kann: „Kontext darf nicht nur im Katalog in den wissenschaftlichen Aufsätzen zu finden, sondern muß auch im Konzept der Ausstellung umgesetzt sein. Konkretisierung und Abstraktion sind gefragt, strukturelle und nicht nur typologische Reihenbildungen, nicht nur narrative, sondern auch systematische Inszenierungen, strukturelle Oppositionen etc.“⁴⁸ Ob es ihr entgangen ist, wie „schabloniert“ ihre klugen Ratschläge erscheinen, sei dahingestellt; im vorliegenden Zusammenhang ist bemerkenswert, wie Lipp unbewusst die bereits zitierte Kritik von Göttisch bestätigt, dass Personen aus

42 Ebd., S. 76.

43 Uwe MEINERS: Alltagskulturforschung im Museum und an der Universität. Überlegungen zum Standort der Sachvolkskunde. In: Volkskunde in Niedersachsen, 11 (1994), H. 2, S. 80–84, hier S. 81.

44 Ebd., S. 83.

45 Ebd., S. 82, 84.

46 Carola LIPP: Zum Verhältnis von Alltagskultur- und Sachkulturforschung. Eine Antwort auf die kritischen Kommentare der Museologen Helmut Ottenjann und Uwe Meiners. In: Volkskunde in Niedersachsen, 11 (1994), H. 2, S. 85–93, hier S. 86, 90.

47 Ebd., S. 86.

48 Ebd., S. 91.

Universitätsvolkskunde Museen gern auf deren Ausstellungen verkürzen – Lipp will ihre Aussagen zur Sachkulturforschung präzisieren und holt zu einer summarischen Ausstellungsrezension aus.

Mit zeitlichem Abstand lässt sich erkennen, dass Lipp wortreich eine Fortentwicklung der Sachkulturforschung anmahnt, die sich bereits seit den 1970er Jahren vollzog, wie im ersten Abschnitt geschildert wurde. Kühl betrachtet, gilt Lipps ursprünglicher Aufsatz als „keine sonderlich aufregende Angelegenheit; allerdings haben die Passagen über die Sachkulturforschung und das Museumswesen Widerspruch gefunden“. Letztlich gehe Lipp Themen „etwas impressionistisch“ an, wobei ihr die für Museumsarbeit erforderlichen Fähigkeiten und die Sachkulturforschung „fremd geblieben“ seien.⁴⁹ Ottenjann hingegen brachte sein Engagement Anerkennung ein: „Die kritische Auseinandersetzung in wissenschaftlichen Diskussionen hat Helmut Ottenjann nie gescheut, sondern im Gegenteil sehr fair und kooperativ geführt. Besonders dort, wo der Beitrag der Museumswissenschaftler zur Erforschung historischer und gegenwärtiger Sachkultur falsch oder schief eingeschätzt worden ist, erhob Helmut Ottenjann seine Stimme mit Vehemenz.“⁵⁰

Die ganze Kontroverse wirkte auf einen Beobachter wie der sprichwörtliche Sturm im Wasserglas: „Zum Austrag der sich anbahnenden Kontroverse hatte das Seminar für Volkskunde am 6. Dezember 1993 [...] zu einem öffentlichen Streitgespräch in das Volkskundliche Kolloquium nach Göttingen eingeladen, das allerdings weniger kontrovers verlief, als die zahlreich erschienenen Zuhörerinnen und Zuhörer dies erwartet hatten. [...] war auch das Thema der Jahrestagung der Volkskundlichen Kommission für Niedersachsen e. V. am 25. April 1994 in Jever der ‚Alltagskulturforschung in Museum und Universität‘ gewidmet, wo Helmut Ottenjann, Uwe Meiners und Carola Lipp nochmals ihre Positionen darlegten und sie in der Diskussion einander weitgehend annäherten.“⁵¹

Vierter Untersuchungsfall: methodologische Meinungsverschiedenheit Heidrich – König

Heidrich formuliert als Einstieg seines Einführungstexts zur Sachkulturforschung, dass dieser innerhalb der Volkskunde seit den 1970er Jahren ein unübersehbares „negatives Ansehen“ zugewachsen sei, außerdem sei sie in der Universität marginalisiert und nur im Museum weiterhin betrieben und fortentwickelt worden. „Die entstan-

49 Bernward DENEKE: Museum und Alltagskultur in subjektzentrierten Perspektiven. In: Bayerische Blätter für Volkskunde, 22 (1995), H. 1, S. 8–14, hier S. 8 und 14.

50 Ruth-E. MOHRMANN: Helmut Ottenjann 65 Jahre. In: Uwe Meiners, Karl-Heinz Ziessow (Hg.): Dinge und Menschen. Geschichte, Sachkultur, Museologie. Beiträge des Kolloquiums zum 65. Geburtstag von Helmut Ottenjann (Kataloge und Schriften des Museumsdorfs Cloppenburg, 6). Cloppenburg 2000, S. 11–13, hier S. 13.

51 Rolf Wilhelm BREDNICH: Editorial. In: Volkskunde in Niedersachsen, 11 (1994), H. 2, S. 71.

dene Kluft zwischen Universität und Museum ist bis heute spürbar und jeweils durch Distanz beziehungsweise Nähe zu den Dingen zu beschreiben.“⁵²

König bezieht sich explizit auf diesen Handbuch-Text; sie verringert die behauptete grundlegende Differenz zu einer mangelnden Aufmerksamkeit: „Wenngleich diese quellenübergreifenden Verfahren [betreffend Schrift, Bild und Ding] zumindest für die volkskundliche Kulturwissenschaft gängig sind, so tendiert der universitäre Zweig des Faches zuweilen dazu, die Dinge und Sachen selbst aus dem Auge zu verlieren, während der museale vor lauter Dingen die darin steckenden Sinnprovinzen zu wenig ausleuchtet.“⁵³ König hält der behaupteten Kluft zwischen Universitäts- und Museumsvolkskunde entgegen: „Seit dieser Zeit ist wohl kaum ein Bereich des Faches so stark gewachsen wie die historischen, musealen und universitären Untersuchungen zur materiellen Kultur. [...] Unter dem Gesichtspunkt einer längeren historischen Fachperspektive kann attestiert werden: So eng waren die Interessen zwischen musealer und universitärer Orientierung an der materiellen Kultur vielleicht noch nie, vielleicht ohne dass sie ineinander fallen (müssen). [Fußnote:] Allenfalls mag die Zeit der Identität von Museums- und Universitätsvolkskunde, wie sie Otto Lauffer repräsentierte, vorbei sein.“⁵⁴

Heidrich proklamiert die Notwendigkeit komplexer Fragestellungen, jenseits einer einseitig instrumentellen, ästhetischen, soziologischen Betrachtungsweise oder von „einem ausschließlich subjektzentrierten Zugang (Lipp)“⁵⁵ als Titel wählt er aber eine schlichte Entwicklungsreihe, „Von der Ästhetik zur Kontextualität“. An dieser scheinbaren Leitformel übt König Fundamentalkritik: „Da Dinge aber polyvalent sind, gibt es unterschiedliche Kontexte, sofern man diese nicht auf funktionelle oder soziale Zuordnungen beschränkt sieht und auch die Ästhetik selbst ist ja keineswegs kontextlos. [...] Damit aber wird die vermeintlich so einfache Lösung der Kontextualisierung zur Scheinlösung, denn sie enthebt nicht der Aufgabe, einen wissenschaftlichen, das heißt, intersubjektiv begründbaren Weg aufzuzeigen, warum der funktionale, der ästhetische, der biographische, der historische, der geschlechterspezifische oder der materialikonographische Kontext mit jeweiligen Verknüpfungsoptionen gewählt wurde oder allein zugänglich ist.“⁵⁶

Analyse – der erste Stil: süß

Im Überblick wird deutlich, dass die Diskussion um die Sachkulturforschung im Museum und in der Universität selten klare Kanten zeigt; die von König herbeigeschriebene Meinungsverschiedenheit gegenüber Heidrich, ob Kontextualisierung ein Weg musealer Forschung oder eine unerfüllbare Wunschvorstellung ohne Forschungsin-

52 HEIDRICH (wie Anm. 9), S. 33.

53 KÖNIG (wie Anm. 2), S. 99.

54 Ebd., S. 103, Grundtext und Fußnote 38.

55 HEIDRICH (wie Anm. 9), S. 33.

56 KÖNIG (wie Anm. 2), S. 99f.

teresse sei, bietet das als Sonderfall. Häufiger stehen anstelle eindeutiger Aussagen rhetorische Figuren da, die mehr zur Beziehung der Personen als zur Sache aussagen; die verschiedenen Richtungen signalisieren die hier freihändig gewählten Etiketten „süß“, „sauer“ und „steil“.

Die einfachste Version von Süße zeigt sich in der blanken Behauptung von Positivem; so redet König die universitäre Abstinenz von Sachkulturforschung klein mit der unbewiesenen These, die Universitäts- wie Museumsforschung zur materiellen Kultur sei stark gewachsen. Göttisch und Mohrmann verwenden beide die gleiche, entwickeltere Argumentationsform: Sie liefern scheinbar sachliche Beschreibungen, verzichten auf jeden Nachweis und weichen dann auf einen anderen Zusammenhang aus, der oberflächlich zu passen scheint: Es mangelt an Sachkulturforschung, aber die Museen sind eigenständig zur Forschung berechtigt (Göttisch); der Regensburger Kongress war ein Meilenstein, heute gilt wechselseitige Wertschätzung, „das selbstverständliche Mit- und Nebeneinander“ der Museums- und Universitätsvolkskunde, was in der Vergangenheit anders ausschaute und über das Anderssein scheinbar den gegenwärtigen Frieden beweist (Mohrmann). Um beide Positionen zu harmonisieren, unterstellt Mohrmann Göttisch, nur an Sachkulturforschung im engen Sinn zu denken, was zu wenig sei, aber die Meinungsdivergenz erkläre. Wenn Göttisch aber nur einem Missverständnis aufgesessen ist, dann sind die Zukunftsperspektiven so günstig wie nie, da es keine Auseinandersetzungen gebe und man vielleicht positive Konsequenzen aus vergangenen Auseinandersetzungen ziehen könne.

Der zweite Stil: sauer

Scharfe verkörpert das Saure, weil er – typisch für die streitbare Zeit um 1968 – starke Vokabeln auf Schlee niederprasseln lässt: Dessen Begriffsprägung sei Ideologie und Beschönigung, „Perversion bürgerlicher Ästhetik“ und eine geistige Fehlleistung, weil diese Anschauung in Scharfes Worten selber „glaubt, eine Anschauung aus erster Hand zu sein“.

Nicht so polemisch, dafür süffisant fällt Lipp's Säure aus. Sie zitiert Wiegelmann, dass er einen „Leseschock“ erlitten habe im Bemerken, wie der Alltagsdiskurs einen Bogen um die Sachkultur macht; anschließend unterstellt sie ihm Etikettenschwindel bei der Umbenennung eines Buchs zur Sachkultur als Alltagsgeschichte. Sie zitiert Mohrmann, dass Sachkulturforschung „doch vorrangig aufs Objekt bezogen“ bleibe, um dann anzuprangern, dass sie nichts anderes leiste. Sie spießt das Wort „Realien“ bei Ottenjann auf und nimmt es als Beweis, dass er „noch ganz dem traditionellen Verständnis“ (und nicht dem neuzeitlichen Lipp-Verständnis) verhaftet sei.⁵⁷ Weniger sauer, eher resigniert klingt Schlee, wenn er universitäre Abstinenz und die Ablehnung ästhetischer Kategorien beklagt.

57 LIPP (wie Anm. 46), S. 87.

Der dritte Stil: steile Sätze

Die steilste Sentenz dieses Diskursfelds liefert Lipp, wenn sie einen spitzen Satz ankündigt, der dann aber so schlicht und – auch von ihren selbstgewählten Gegnerinnen und Gegnern – schwer zu widerlegen klingt, dass man sich fragen muss, wo wohl die implizite Gemeinheit liegen mag: „Die Komplexität von Lebenswelt wird gewissermaßen reduziert auf die Frage nach dem Funktionswandel, oder, um es pointiert zu sagen: Hunderte von Truhen, Kästen und Schränken repräsentieren für sich noch nicht Alltag.“⁵⁸

Etlche der vorgetragenen Argumente gehören in die Gruppe steiler Sätze, weil die Sprechenden es für unnötig halten, das Gesagte an irgendetwas festzumachen. Einer behaupteten Kluft zwischen Universitäts- und Museumsvolkskunde hinsichtlich der an Universitäten marginalisierten Volkskunde setzt König schlicht die umgekehrte Behauptung entgegen – vorgeblich eine ertragreiche Blütezeit und: „So eng waren die Interessen zwischen musealer und universitärer Orientierung an der materiellen Kultur vielleicht noch nie“. Lipp schreibt geradeheraus: „Der in beiden Papieren geäußerte Vorwurf, daß in Göttingen zu wenig Sachkulturforschung betrieben würde, scheint mir eher ein Vorurteil oder zeugt zumindest von der Unkenntnis unseres Lehrangebots.“⁵⁹ Schlee proklamiert das Sammeln als eigene Art des Forschens, ohne einen dazu passenden Forschungsbegriff zu zitieren.

Einen besonderen Höhepunkt liefern die Protagonisten der Lipp-Kontroverse, wenn sie das jeweils andere Berufsfeld für abgänglich erklären. Ottenjann: „Das Museum wird die Diskussion um die Zukunft der Volkskunde überleben.“⁶⁰ Meiners: „Solange es Museen gibt, wird die Existenzberechtigung von Sachforschung nicht in Frage gestellt. Fraglicher ist da schon, ob die Museen eines Tages noch der Volkskunde bedürfen, wenn sich das Fach dieser Aufgabe nicht konsequent stellt.“⁶¹ Lipp: „Was übrigens die von meinen Kollegen mehrfach latent oder explizit ausgedrückte Drohung betrifft, die Museen bräuchten die Volkskundler nicht mehr, so kann diese angesichts der aktuellen finanziellen Lage, der Etatkürzungen, des Wegfalls von ABM-Mitteln nur bedingt schocken.“⁶²

Der vierte Stil: Sacharin

Das Schlagwort Sacharin soll andeuten, dass eine über die bereits benannte Süße hinausgehende, gekünstelt positive Sicht an den Tag gelegt wird. Mohrmann fühlt sich an akademische Selbstinszenierungen erinnert: „Daß das Sujet, über das zu schreiben man sich anschickt, bisher gar nicht oder falsch, unzulänglich oder unzutreffend dargestellt worden ist, gehört zu den Topoi wissenschaftlicher Einleitungsprosa. [...]

58 LIPP (wie Anm. 38), S. 13f.

59 LIPP (wie Anm. 46), S. 91.

60 OTTENJANN (wie Anm. 41), S. 79.

61 MEINERS (wie Anm. 43), S. 84.

62 LIPP (wie Anm. 46), S. 92f.

Auch Arbeiten zum Verhältnis der sogenannten Universitäts- bzw. Museumsvolkskunde lieben diese Eingangsmetaphorik.⁶³

Schlee entwirft ein Sondergebiet für sich (und Gleichgesinnte): Er apostrophiert die museale Kernaufgabe des Sammelns als „eigene Art des Forschens“, obwohl er einräumt, damit kein Erkenntnisinteresse zu befriedigen; stattdessen präsentiert er einen neuen, wichtig klingenden Begriff für das Zusammentragen und Bereithalten der Sammlung, die „Monumentation“. Offensichtlich soll das berufliche Handlungsfeld als ein abgetrenntes, gleichwertiges Gebiet wissenschaftlicher Tätigkeit erscheinen – wenn das nicht auf breite Anerkennung stößt, lässt sich ein Selbstwertproblem dahinterlegen. Epistemologisch belastbare Aussagen vermeidet Schlee; stattdessen führt er einen weiteren neuen Begriff ein, die „Anschaulichkeit“, und setzt diesen in eine unklare Beziehung zu Ästhetik. Dieser hergebrachte philosophische Begriff dient einerseits als Schutzwand, hinter der man sich verbergen kann, andererseits als Vehikel, um das Feindbild zu bestimmen – für all jene, die ästhetische Kategorien aus der Volkskunde verweisen wollen. Damit ist Schlees Museumsvolkskunde nicht nur abgegrenzt, sondern auch auf der richtigen, seit Jahrhunderten gefestigten Seite angesiedelt.

Dieser latente Separatismus ist eine Besonderheit bei Schlee; typisch für die Volkskunde ist, Lipp zufolge, vielmehr der „Zwang zur Harmonie, den sich die Volkskunde aufgrund ihrer randständigen und oft bedrohten Stellung im Kreis der sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen glaubt auferlegen zu müssen“.⁶⁴ Zu solcher Burgfriedenswahrung gehören Mohrmanns auf Göttsch bezogene Satzkonstruktionen mit „gewiss ..., aber ...“ und Einräumungen, inwiefern (begrenzt) Göttsch recht habe, oder Königs feine austarierte Verkleidung der Gegebenheiten, dass die Universitätsvolkskunde „zuweilen“ die Dinge nicht mehr im Blick habe, während die Museumsvolkskunde vor lauter Dingen das ethnologische Paradigma der (kulturell gebundenen) Bedeutungen vergesse. Ottenjann würdigt, dass „die Universitäts-Volkskunde mal ein distanziert-kritischer, oft aber auch ein kreativ-kooperativer Partner“ gewesen sei, und streicht den Modernisierungswillen der Museumsvolkskunde heraus, die nicht näher bezeichnete, „allzu festgefügte, verkrustete Strukturen über Bord geworfen“ habe.⁶⁵

Der fünfte Stil: Scheinargumente

Scharfe eröffnet die Diskussion, ob es eine unmittelbare visuelle Erfahrung (Schlees „Anschauung“) geben könne, ohne sich zu fragen, ob Schlee dieser Auffassung überhaupt ist, aber auch ohne seinerseits eine Begründung, etwa mit dem Konstruktivismus, zu liefern: Eine aus der Luft gegriffene Variante des fraglichen Begriffs wird ohne Beweisführung bestritten, um den „Gegner“ in ungutes Licht zu rücken. Die Gegen-

⁶³ MOHRMANN (wie Anm. 35), S. 287.

⁶⁴ LIPP (wie Anm. 38), S. 6.

⁶⁵ OTTENJANN (wie Anm. 41), S. 76.

seite ruft Kant als Schutzpatron an, ohne klar zu sagen, welche konkrete kantische Aussage argumentativ passen würde.

Roller schlägt einen verbindlicheren Ton an, indem er zunächst allgemeine Zustimmung zu einer einzelnen Aussage von Schlee behauptet, dann aber zwei Vorbehalte nachschiebt, die die zuvor gemachte Pauschalzustimmung limitieren. Die Strategie ist ähnlich, weil zuerst dieselbe, von Schlee nicht bestrittene Beschränkung betont wird, dann die Begrenztheit des visuell am Gegenstand Wahrnehmbaren – was unmittelbar einleuchtet, aber keinen Bezug auf Schlees Ausführungen nimmt; den Abschluss bildet das freihändige Totschlagsargument, dass in der Zukunft einige andere Wissenschaftszweige Erfolge feiern werden, Schlees Richtung aber bestimmt nicht; der Brustton der Überzeugung bildet das einzige Fundament. Auch König wendet eine derartige Technik an: Sie seziert einen Denkfehler in Heidrichs titelgebendem Leitsatz, ohne darauf zu achten, dass der Beitrag selbst der plakativen Phrase gar nicht folgt, sondern ständig komplexe Forschungsfragen verlangt (was durchaus auch kritikwürdig ist).

Der sechste Stil: Stellvertreter-Formeln

Eine Besonderheit der Sachkulturforschung liegt in der doppelten institutionellen Bindung an Universität und Museum. Diese wird für die Auseinandersetzung von Seiten der universitären Beteiligten auf spezielle Weise thematisiert: In kontroversen Zusammenhängen werden Museumsfachleute nicht immer als solche, als Kollegen oder Volkskundler angesprochen, sondern als Menschen aus dem Museum. Scharfe macht den Anfang, wenn er seinen Unterstellungen, was Schlee falsch sehe, anschließt: „An der Tatsache, daß die ‚Realität‘ des Museums stets verkürzt ist, können auch tausend Museumspädagogen nicht rütteln.“⁶⁶ Der besondere Unterton ergibt sich daraus, dass die zeitgleich in der Bundesrepublik expandierende Museumspädagogik im Museumswesen selbst als zweitklassig gehandhabt wird – plastisch zu sehen an der Weigerung des (historisch aus einem kunsthistorischen Fachverband hervorgegangenen) Deutschen Museumsbundes, Museumspädagoginnen und -pädagogen als Mitglieder aufzunehmen, was zur Entstehung regionaler Verbände ab 1983 und 1991 zur Gründung des Bundesverbandes Museumspädagogik führte.⁶⁷

Meiners legt selbst den Begriff „Museologe“ vor, allerdings in einer gut überlegten Formulierung („Vielleicht ist auch keine andere Disziplin dazu bereit, den Gegenständen soviel abzulauschen, wie es die von Volkskundlern und Museologen betriebene Sachkulturforschung zu leisten vermag.“⁶⁸). Lipp greift die Vokabel in einer anderen Pointierung auf: Zwar spricht sie im laufenden Text ihres zweiten Aufsatzes mehrfach

⁶⁶ SCHARFE (wie Anm. 25), S. 77.

⁶⁷ Andreas GRÜNEWALD-STEIGER: Information – Wissen – Bildung: Das Museum als Lernort. In: Markus Walz (Hg.): Handbuch Museum. Geschichte, Aufgaben, Perspektiven. Stuttgart 2016, S. 278–282, hier S. 279.

⁶⁸ MEINERS (wie Anm. 43), S. 82f.

von den „Kollegen“ Ottenjann und Meiners – beide sind Volkskundler und haben universitäre Lehraufträge –, doch in der Überschrift heißt es: „die kritischen Kommentare der Museologen Helmut Ottenjann und Uwe Meiners“.⁶⁹

Was Museologie bedeutet, wird nicht verhandelt. Lipp lässt in ihre gesammelte Ausstellungskritik einen Satz mit dem Wort Museologie einfließen, der klarmacht, dass dieses Wort für sie ein Synonym für Ausstellungsgestaltung oder die Verantwortung dafür meint: „Selten gelingt es, historische Erfahrung zu vermitteln; ohnehin tut sich die Museologie als Objektwissenschaft mit der Subjektseite der Alltagserfahrung schwer, denn die Medien der Vermittlung sind nun einmal verschieden.“⁷⁰

Zusammenfassung: Stilformen der volkskundlichen Sachkulturforschung

König zufolge „tut sich das Vielnamenfach Volkskunde wohl nicht schwerer in der Auseinandersetzung mit den Dingen als andere Disziplinen, wobei eben nur die gegenseitigen Schuldzuweisungen universitärer oder musealer Vernachlässigung fachintern auffällig sind“.⁷¹ Diese Aussage überrascht angesichts dessen, dass die Volkskunde einmal die Leitwissenschaft der „historischen Museen“ war, in den letzten zwanzig Jahren jedoch das Interesse des akademischen Nachwuchses an Sachkulturthemen deutlich zurückging; das betrifft auch die tiefergehende Beschäftigung über ein Dissertationsprojekt. Königs mangelndes Einsehen mag daran liegen, dass eines ihrer Interessen bei den Textilien liegt und dieses Forschungsgebiet – im Rahmen des generellen Schwunds der Sachkulturforschung – sich mit alljährlich nachweisbaren einschlägigen Hochschulschriften⁷² als stabiler erweist als beispielsweise die immer weniger Interesse anziehende Handwerksforschung.

Diese Faktenlage ist ebensowenig Thema der innerfachlichen Kommunikation wie die – wenn man die geringere Menge der Hochschulschriften vernachlässigt – umgekehrt proportionale Entwicklung der Erforschung der Museen, speziell der Museumsausstellungen, in der Volkskunde/Europäischen Ethnologie, die auch im wissenschaftlichen Lebenswerk bekannter Fachvertreter ablesbar ist.

Vorgetragen werden stattdessen unbelegte Thesen und Wertungen, sowohl geschönte als auch abstrafende. Einer sorgfältigen Überprüfung halten die meisten Aussagen nicht stand, einige enthalten absichtliche Bezugsfehler, um treffsicher zu klingen, ohne den eigentlich herangezogenen Inhalt damit zu bearbeiten. Schlee wählt als Alternative den freiwilligen Rückzug in ein selbst zugeschnittenes Sonderterritorium – für das er Angriffe erntet. Kritische Auseinandersetzungen finden sich in begrenzter Dosierung auf Nebengebieten – anschaulich sowohl in den Attacken auf Schlees ter-

69 LIPP (wie Anm. 46).

70 LIPP (wie Anm. 38), S. 26.

71 KÖNIG (wie Anm. 2), S. 103.

72 WALZ (wie Anm. 16), S. 61.

minologische Selbsteinhausung als auch in der anhand eines kleinen Ausschnitts des ursprünglichen Aufsatzes entflammten Lipp-Kontroverse.

Während Lipp einen „Zwang zur Harmonie“ empfindet, hat die Sichtung mehrerer Debatten eher den Eindruck erbracht, dass der Kern der Thematik nie behandelt wird, während regelmäßig Animositäten durchscheinen: Rhetorische Figuren ersetzen die fachlich-sachliche Auseinandersetzung, kritische Worte einer Kollegin werden genüsslich gegen diese selbst verwendet, universitäre Fachleute verwenden unrichtige Berufsbezeichnungen (Museumspädagoge, Museologe) gegen Fachvertreter, die im Museum arbeiten. Damit schiebt sich die Präsentation eigener Selbstwert-Einschätzungen vor den gewiss beachtenswerten Zustand eines Teils der Disziplin – dieses Forschungsgebiet schrumpft real, aber die etablierten Personen des Fachs reden unsachlich über Sachkulturforschung.